

Beiträge zur Geschichte des Elfenreiches in Sage und Dichtung.

I. Das Elfenreich in der germanischen Sage und Dichtung.

Die Elfen sind Kinder des germanischen Volksglaubens und erscheinen, wie der Name andeutet, ursprünglich als holde, menschenfreundliche Wesen; denn die alt- und mittelhochdeutsche Form *alp* weist auf den Zusammenhang mit *albus* (weiss, heiter, günstig) hin, während die Form *elf* von den Dichtern des vorigen Jahrhunderts aus dem Englischen und Nordischen in unsere Sprache eingeführt wurde. Auch in dem Namen und Auftreten der Elfenkönigin, der Frau Holle (Holda, Hulda), tritt der freundliche Character dieser übernatürlichen Sagengestalten noch deutlich hervor. Frau Holle ist von wunderbarer Schönheit; eine fränkische Sage berichtet nach Simrock (Handbuch der Deutschen Mythologie, S. 370) von ihrer bezaubernden Sangeskunst. Ihren Wohnsitz schlägt sie im Innern eines Berges oder auf dem Boden des Hollenteiches auf. Fleissigen Mägden schenkt sie Blumen, Süssigkeiten und Silbermünzen oder spinnt für sie; Faulenzerinnen treibt sie gewaltsam aus dem Bette und besudelt ihnen den Rocken. Ihr Umzug macht die Äcker fruchtbar, und sie gilt als Begünstigerin der Ehe.

In einem freundlichen Sinne wirken namentlich auch diejenigen Elfen, welche als Hausgeister oder Kobolde mit den Menschen am meisten in Berührung kommen. Sie stehen durchaus auf der Seite des Hausherrn, dessen Schutzgeister sie sind, weil sie um geringen Lohn unablässig seinen Vorteil im Auge haben. Wie Frau Holle belohnen sie das fleissige Gesinde, für welches sie in der Nacht spinnen, fegen und spülen, während sie die schlampige Magd zur Zielscheibe zahlreicher Neckereien machen: sie stossen z. B. den Milchkübel um, blasen das Licht aus oder werfen mit Steinen. Trotz ihrer Gutmütigkeit sind diese Hausgeister freilich recht empfindlich, und wenn sie ihren geringen Lohn nicht erhalten oder etwa durch umhergestreute Erbsen zu Fall kommen, so rächen sie sich, indem sie durch ihr nächtliches Poltern den Schlaf der Hausgenossen stören und durch ihren Auszug das Glück derselben untergraben.

Als muntere Naturkinder erfreuen sich die Elfen an Blumen, Musik, Gesang und Tanz; Wald und Wiese im Mondschein bilden den Schauplatz ihres ausgelassenen, anziehenden Treibens. Wie harmlos diese Vergnügungen sein mögen, eine Störung derselben kann vorwitzigen Menschen Krankheiten, sogar Blindheit, Lähmung und Tod zuziehen, so dass sich auch hierin die grosse Empfindlichkeit der lustigen Elfen zeigt.

Für ihre übernatürliche Macht spricht ferner ihre Allwissenheit, weshalb eine hervorragende Elfengestalt der Edda den bezeichnenden Namen *Alvis* führt. In prahlerischer Geschwätzigkeit rühmt derselbe dem Gewittergott *Thôr* gegenüber seine alles umfassenden Kenntnisse: er bezeichnet sich als ein Geschöpf, welches „alle neun Welten durchwandert hat, dem keinerlei Ding nicht bekannt ist“; er weiss „aller Wesen Geschichte“ (Die Edda, übersetzt von Hans von Wolzogen, S. 60). An einer anderen

Stelle der Edda, in der Völuspá, heissen die Elfen „die Weisen der Klüfte“ (150) und verkündigen im Forspialliodh (S. 122) vermöge ihrer Prophetengabe dem vom besorgten Allvater Wodan zu ihnen gesandten Raben das Nahen der Götterdämmerung, den Untergang der sündigen Welt. Ihre genaue Kenntnis der Heilkraft von Pflanzen und Steinen, die wunderbare Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Kunst, die verschiedenartigsten Gestalten anzunehmen und sich durch Tarnkappe oder Nebelmantel unsichtbar zu machen, lassen diese germanischen Sagengestalten ebenfalls als übernatürliche Gewalten erscheinen, ohne ihnen dadurch einen menschenfeindlichen und furchtbaren Character zu verleihen. Bedürfen sie doch nicht selten menschlicher Hülfe zur Schlichtung ihrer eigenen Streitigkeiten oder zur Abhaltung von Festlichkeiten, bei Geburten sowie vor allem zur körperlichen Kräftigung und Veredelung der eigenen Nachkommenschaft. Wenn sie daher diebische Gelüste nach sterblicher Schönheit verraten und, wie Laurin und Alvis, Jungfrauen entführen, um sich mit ihnen zu vermählen; wenn sie Ammen in ihre prächtigen Wohnungen locken oder schöne Säuglinge durch elfische Wechselbälge ersetzen, um diesen die kräftigende menschliche Muttermilch zu verschaffen, so leitet sie bei diesem minder harmlosen Auftreten keineswegs die Absicht, den Menschen zu schaden, sondern einzig und allein der Selbsterhaltungstrieb.

Dankbar vergelten sie die ihnen erwiesenen Dienste mit herrlichen Geschenken, welche dem Empfänger Glück und Segen bringen, während sie, die so oft über Undank und Untreue bei Göttern und Menschen zu klagen haben, die ihnen gewaltsam entrissenen Schätze mit einem Fluche belegen, welcher dem jeweiligen Besitzer den Tod bringt.

Mit diesem Fluche beladet in der Edda der über Lokis Härte erbitterte Andvari den ihm bis auf den letzten Ring entrissenen Hort, und das ergreifende Schicksal der Nibelungen zeigt die furchtbare Wirkung seines Fluches. Wer sich dagegen die Tarnkappe aneignet, gewinnt nach der Siegfriedsage neben eigener Unsichtbarkeit eine gewaltige Steigerung der Körperkraft und sogar die Herrschaft über das Elfenreich, über das Volk der Zwerge; denn Zwerge sind die Elfen, wenn auch die Angaben über ihre Grösse sehr verschieden sind und zwischen der Grösse eines drei- bis vierjährigen Kindes und derjenigen einer Ameise schwanken.

Aus dem Gesagten darf man folgern, dass das Elfenreich in der germanischen Sage ursprünglich einen heiteren, menschenfreundlichen Character trägt und nur durch verschiedene nicht aus einer böartigen Natur herzuleitende Umstände den Menschen schädlich werden.

Wenn nun die jüngere Edda nach dem für die Gestaltung des germanischen Mythos bestimmenden Gegensatz von Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod die Elfen in Lichtalben und Schwarzalben einteilt und jene in der Sonne („Albrad“), die sie an Glanz und Schönheit übertreffen, diese, „schwärzer als Pech“, in dem finstern Erdenchoosse wohnen lässt, so liegt der Schluss nahe, dass diese Einteilung nicht auf einer qualitativen, sondern nur auf einer lokalen Verschiedenheit beruht, dass es also, wie Simrock in seinem Handbuch der deutschen Mythologie (S. 408) mit Recht betont, im germanischen Volksglauben nur eine Art von Elfen gab und dass die Zweiteilung der jüngeren Edda nur den verschiedenen Wohnsitz derselben im Auge hat. In der That treten die Lichtelfen sogar in der Edda nicht im geringsten hervor; auch sie erzählt nur von dem Treiben der Schwarzalben oder Zwerge, welche das im Innern der Erde ruhende Gold hüten und als kunstreiche Schmiede verarbeiten, weshalb derjenige, welcher alle seine Genossen an Kunstfertigkeit übertrifft, Wieland der Schmied heisst und den Beinamen „Albenmeister“ führt (S. 220). In der deutschen Sage werden diese Schwarzelfen nach ihrem Wohnsitz auch Nibelungen genannt, d. h. Bewohner der Finsternis, und diese Bezeichnung vererbt sich auf alle diejenigen, welche die Elfen-schätze, ihren Hort, in Besitz nehmen. Da sich nun in diesem von den Zwergen gehüteten und ver-

arbeiteten Gold nichts als die unerschöpfliche Triebkraft der Erde, die fröhliche ihrem Schoosse entspringende Saat darstellt, so sind auch die Schwarzelfen oder Zwerge im Grunde als holde, menschenfreundliche Wesen zu betrachten, wie ja auch in der Elfenkönigin Hulda neben Hel und Nerthus die segenspendende allgütige Mutter Erde verehrt worden ist.

Warum aber wurden diese ursprünglich so schönen, heitern und harmlosen Elfen im jüngern germanischen Volksglauben vielfach so hässlich, boshaft und menschenfeindlich? Warum schildert schon die Edda im Alvismål ihre lichtscheue Natur, wenn der schlaue Thôr durch vieles Fragen den mit seinem Wissen prunkenden Zwerg bis zum Aufgang der „Zwergenüberlisterin“ Sonne (S. 125) hinhält, um bei dessen Versteinerung frohlockend auszurufen:

„Du tauchst an's Licht da es tagt, mein Zwerg!
Als Stein bestrahlt Dich die Sonne!“ [S. 64]?

Warum stellt bereits die Edda die Schwarzelfen oder Zwerge mit dem nächtlichen Spuk unseliger Gespenster auf dieselbe Stufe, wenn sie die Sonnenstrahlen „Gespenster und Zwerge und Schwarzalbenzeug“ zum „nördlichen Rande der Erde“ verscheuchen lässt?

Zweifellos traf die Elfen dasselbe Los der Erniedrigung, welches auch andere germanische Sagengestalten nicht verschonte und welches z. B. Loki, der zunächst die wohlthätige Macht des Feuers darstellte, in jene unheimliche, alle Fesseln sprengende, alles vernichtende Naturgewalt der Völuspá (S. 149) verwandelte. Der Sieg der christlichen Weltanschauung hat diese Veränderung hervorgerufen. Ihre Feindschaft wandte sich allen Elementen des heidnischen Mythos zu, also auch dem Elfenreiche. Da es aber unmöglich schien, denselben aus dem Volksbewusstsein völlig zu vertreiben, so mussten naturgemäss die heidnischen Sagengestalten wenigstens eine mehr oder weniger grosse Herabwürdigung erfahren. Daher erhielten unter der mächtigen Einwirkung christlich-mittelalterlicher Anschauungen die Elfen vielfach (nicht durchweg, wie bereits gezeigt wurde) jene düstere, uusympathische Färbung, welche für die nordischen Elfen bezeichnend wurde, während der englische Volksglaube, wie in einem besonderen Abschnitte dargethan werden soll, gewöhnlich den älteren, heiteren und menschenfreundlichen Character des Elfenreiches wahrte und in unserm Vaterlande beide Auffassungen vertreten sind, wodurch die jüngere deutsche Sage von dem Wesen und Treiben der Elfen eine zwar wechselvolle, aber wenig harmonische Schilderung entwirft. Nun machte die letztere Frau Holle zur Führerin des wütenden Heeres, wie es in den bekannten Gedichten von Goethe (der getreue Eckart) und Bechstein (das wilde Heer) so anschaulich beschrieben wird, wobei freilich bemerkt werden muss, dass selbst diese finstern Gewalten den Menschen noch nicht unbedingt feindselig entgegenreten:

„Und lasst ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.“

Der Glaube, welcher in den Elfen die Seelen der Verstorbenen sieht, ist alt und nicht befremdlich; denn mit den Toten wohnen sie „im dunkeln Schooss der heiligen Erde“. Doch warum sollten sie deshalb zu Unholden werden? Erwecken Erinnerungen an verblichene Verwandten, Freunde und Bekannten Furcht und Abscheu? de mortuis nil nisi bene! Als freilich die christliche Auffassung des Mittelalters in den Elfen nicht mehr die Seelen der Verstorbenen schlechthin, sondern nur die Seelen Erschlagener und Verdammter, welche selbst im Grabe keine Ruhe finden konnten, erblickte, machte man aus ihnen Kinder des Teufels und der Hexen (Simrock a. a. O. 455—456) und brachte sie folgerichtig mit dem Irrwisch, Feuermann und wohl gar mit dem entsetzlichen Vampyr in Berührung. Nun erst werden Alb, Drude und Nachtmär, die ursprünglich durchaus nicht menschenfeindlich waren, für den Schlafenden zu heftig drückenden Plagegeistern, zu Bringern böser Träume. Nun

erst bildet die fruchtbare Phantasie die zierlichen Elfen zu hässlichen totenbleichen Zwergen mit Höcker und verunstalteten Füßen um, welche die weltüberwindende Macht des Christentums nicht minder verwünschen als die in seinem Gefolge siegreich vordringende Kultur, die den deutschen Urwald in Ackerland verwandelte und die ohnmächtig gewordenen heidnischen Götter, Riesen und Zwerge zur Auswanderung zwang.

Die mittelhochdeutschen Volksdichter haben in ihren Bearbeitungen nationaler Sagenstoffe auch dem Elfenreich ein Denkmal gesetzt und von den wunderbaren Thaten seiner Beherrscher manche anziehende Schilderung entworfen. Nach den der vorliegenden Arbeit gesteckten Grenzen sei an dieser Stelle unter ihnen nur Alberich (Elfenbeherrscher) besonders hervorgehoben, dem wir im Nibelungenliede und im Ortnit begegnen.

Im Nibelungenlied tritt er zwar nur wenig hervor; er trägt nicht einmal die Krone, in deren Besitz sich das ungetreue von Siegfried erschlagene Bruderpaar Schilbunc und Nibelunc teilt. Alberich selbst ist nur ihr Dienstmann, Horthüter und Besitzer einer Tarnkappe. Auch er, der „vil starke“, der den Tod seiner Herren an Siegfried rächen will, wird von diesem überwunden und büsst seine Niederlage mit dem Verlust der Tarnkappe, während er, nachdem er dem Sieger den Treueid geschworen, seinen Wächterposten behält.

„Er muos im swern eide, er dient im sô sîn kneht;
Aller hande dienste was er im gereht.“

Viel bedeutender ist die Rolle, welche Alberich im Ortnit spielt. Hier erscheint er nicht nur in der ganzen Macht eines Elfenkönigs, sondern wird auch als Vater, Berater und Beschützer des thatendurstigen Helden mit der orientalischen Märchenwelt in Verbindung gebracht. Ausdrücklich weist der Dichter auf Alberichs zwerghafte Gestalt hin (daz vil lützel geschafft); der Elfenfürst selbst rühmt seinen grossen Reichtum:

„Ich gibe wol, swem mich lustet, silber unde golt;
Ein man der wirt gerîchet, werde ich im mit triuwen holt.“

Mit seinen Schätzen stellt er seine übernatürlichen Eigenschaften: erstaunliche Klugheit und Schnelligkeit, sowie die Möglichkeit sich unsichtbar zu machen, in den Dienst seines Sohnes, des Lombardenfürsten Ortnit. Diesem schenkt er eine herrliche Rüstung nebst Helm und Schwert und begleitet ihn und sein stattliches Heer nach dem Morgenlande, um ihm die schöne Tochter eines rohen heidnischen Despoten erringen zu helfen. Wenn Ortnit zum Ziele seiner Wünsche gelangt, so verdankt er dies in erster Linie dem Elfenkönige: Alberich übernimmt das gefährliche Botenamt und entgeht allen Nachstellungen des Sultans, indem er sich unsichtbar macht und hierbei sogar demselben Barthaare und Zähne ausreisst; vermöge seiner erstaunlichen Schnelligkeit entführt er schliesslich die durch Ortnits Tapferkeit bereits zur Flucht geneigte schöne Heidin. Noch ein Umstand verdient hervorgehoben zu werden. In dem Eifer, mit welchem der Beherrscher des heidnischen Elfenreiches die Taufe und Bekehrung der Heiden betreibt — dringt er doch namentlich darauf, dass die Braut seines Sohnes vor der Vermählung in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werde — spiegelt sich der wachsende Einfluss der christlichen Weltanschauung auf die Gestaltung der mittelalterlichen Volkssage und Volksdichtung wieder.

Dasselbe gilt für das im XIII. Jahrhundert entstandene französische Epos *Huon de Bordeaux*, dessen nähere Betrachtung eine enge Verwandtschaft mit dem deutschen Ortnit ergibt. Dass durch den im Zeitalter der Kreuzzüge reger gewordenen Verkehr der germanischen und romanischen Völker ein Austausch des beiderseitigen Sagenschatzes stattfand, liegt auf der Hand. Wenn daher unsere höfische Dichtung ihren Stoff zum grössten Teile dem keltisch-französischen Sagenkreise ent-

nimmt, so kann auch andererseits die Verpflanzung des Alberich*) auf französischen Boden um so weniger befremden, als die germanischen Elfen mit den keltischen Feen nahe verwandt waren und sich daher leicht mit ihnen vereinigen liessen. Dem Einfluss der Kreuzzüge muss man ferner die Bekanntschaft des Abendlandes mit den arabisch-persischen Peris zuschreiben, jenen zarten, lieblichen, wohlthätigen, menschenfreundlichen Luftgeistern, deren Verwandtschaft mit den germanischen Elfen und keltischen Feen nicht zu verkennen ist und die auf einen gemeinsamen indo-germanischen Feenmythus hinzuweisen scheinen.

Seine im Ortnit und Huon de Bordeaux vollzogene Verbindung mit den Peris und Feen sicherte dem Elfenreich in beiden Epen die ursprüngliche, heitere Färbung, welche es, wie bemerkt, im Norden gänzlich, in Deutschland teilweise verlor, wenngleich, wie für den Ortnit ebenfalls schon festgestellt wurde, neben dem ritterlich-romantischen Zuge der Zeit beide Volksdichtungen auch den christlichen Einfluss, freilich der Volkssage entgegen nicht zum Schaden der Elfen, entschieden hervortreten lassen.

Verfolgen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen die Gestaltung des Elfenreiches auf gallischem Boden.

II. Das Elfenreich im Huon de Bordeaux.

Der in diesem Volksepos behandelte Sagenstoff betrifft das Schicksal eines schuldlos verbannten Helden und lässt sich in drei Teile zergliedern. Der erste Teil schildert uns, wie der junge Huon von Aquitanien den treulosen Lieblingssohn Kaiser Karls im Verteidigungskampfe tötet und den ungerechten Zorn seines Lehnsherrn nur besänftigen wird, wenn er dem Emir Gaudise zu Bagdad beim Gastmahle Barthaare und Backenzähne abzwingt, dessen Tochter dreimal küsst und dem Tischgenossen zur Rechten des Fürsten den Kopf abschlägt. Der zweite Teil führt uns nach dem Morgenlande, feiert Huons Freundschaftsverhältnis zum Elfenkönig Oberon, durch welches er seine wunderliche Aufgabe lösen kann und besingt die durch die vorübergehende Aufhebung dieser Freundschaft verursachten abenteuerlichen Leiden und Kämpfe des Helden auf der Heimfahrt. Der dritte Teil weiss von neuen Drangsalen zu melden, die Huon nach seiner Ankunft im Vaterlande an den Rand des Verderbens führen: von der Verrätereie des eigenen Bruders, von der tyrannischen Gesinnung des greisenhaften Frankenkaisers, aber auch von der glücklichen Errettung durch den wiederversöhnten Elfenkönig.

Was diesem Epos einen besonderen Reiz verlieh und seine mittelalterliche Beliebtheit erklärt, war die Gestalt des Elfenfürsten. Wir versuchen eine Schilderung seines Wesens und Wirkens nach der Ausgabe des Huon de Bordeaux in den Anciens Poètes de la France von Guessard und Grandmaison, Paris 1860.

Der Strömung der Zeit folgend, schmückte der unbekannte Volksdichter den Elfenkönig Oberon mit allen Tugenden, die ein echter mittelalterlicher Ritter „sonder Furcht und Tadel“ besitzen musste. Dem Christentum ist er daher mit Leib und Seele zugethan und verbindet mit der christlichen Moral seiner Zeit einen tödtlichen Hass gegen die heidnischen Sarazenen. Ihre Bekehrung liegt ihm sehr am Herzen (man vergleiche den Alberich des Ortnit), und er schlägt hierbei das im Mittel-

*) als Alberon, Auberon, Oberon, indem das germanische *ich* in Alberich fälschlich als Endung aufgefasst und mit dem romanischen *on* vertauscht wurde, die Verbindung *al* im Laufe der sprachlichen Entwicklung in *au* übergang und dieser Doppellaut sich späterhin zu *o* vereinfachte.

alter nicht ungewöhnliche Verfahren der Vergewaltigung ein: zweimal eilt er mit seinen Mannen dem hartbedrängten Hüon zu Hülfe, und in beiden Fällen sind die besiegten Heiden vor die Wahl gestellt, entweder durch die Taufe Christen zu werden oder den Tod zu erleiden. Oberon bekräftigt seinen christlichen Eifer durch die seinem Schützling erteilten frommen Ermahnungen, welche dieser freilich manchmal in den Wind schlägt und welche zum Teil wieder an den deutschen Ortnit erinnern. Nie soll Huon lügen, stets seinen tyrannischen Lehnsherrn ehren (*te sires est, se li dois foi porter*, S. 311) und vor allem die erkämpfte Geliebte nicht eher als Gemahlin ansehen, als bis nach der Rückkehr ins Abendland der Papst ihren Ehebund eingesegnet habe. In der trostreichen Gewissheit, dass im Himmel für ihn ein Stuhl am Throne des Höchsten bereit steht, sieht der fromme Fürst sein grösstes Glück.

Neben diesen christlichen Tugenden zielt unsern Oberon ferner der Kranz aller edlen Eigenschaften, die nicht bloss dem christlichen, sondern auch dem heidnischen mittelalterlichen Rittertum die Achtung und Ehrfurcht der Nachwelt sichern und welche sich in die Liebe zum Guten und den Hass des Bösen zusammenfassen lassen.

Huon hat sich die Freundschaft Oberons durch seine biedere Gesinnung erworben.

„Moult aime droit et foi et loiauté;
Pour chou aim jou Huon le baceler,
Car preudon est, et bien l'ai esprové.“ (S. 309).

So lange er dieselbe nicht verleugnet, erweist sich Oberon als treuer Beschützer; kaum aber macht er sich der Lüge und Unkeuschheit schuldig, als ihn dieser in tiefes Elend stürzt und ihm erst vergiebt, nachdem die Schuld des Leichtsinns durch bittere Leiden (harte Gefangenschaft, Schiffbruch, lange Trennung von der Braut) schwer gebüsst und durch glänzende Heldenthaten gesühnt worden ist. Den eigentlichen Kitt ihres Freundschaftsbundes bildet indessen die gerechte Sache des treulos verbannten Grafen von Aquitanien, und so ruht Oberon in seinem Kampfe gegen Verrat, List und tyrannische Ungerechtigkeit nicht eher, als bis alle Bösewichter den schimpflichsten Tod erleiden, der störrige Frankenkönig empfindlich gedemütigt und der schwerkgeprüfte Liebling in die väterlichen Rechte und Würden eingesetzt ist.

Durch Oberon siegt also die Tugend über die Bosheit.

Der freundliche Eindruck, den diese Züge hinterlassen, wird noch gesteigert durch die herzwinnende Güte, die den Kern seines Wesens bildet. Treuherzig versichert er wiederholt: „Je ne fui onges anemis ne maufes“; ihm, dem edeln Menschenfreund, entlocken Hüons Leiden heisse Thränen.

Indem der Dichter somit immer wieder darauf zurückkommt, in Oberon das Muster eines christlich-mittelalterlichen Ritters darzustellen, vergisst er nicht, ihn durch seine Mutter, die Fee Morge, mit den Elfen und Feen in Verbindung zu bringen. Oberon erscheint als Beherrscher des Elfenreiches in der Fülle seiner übernatürlichen Macht und Herrlichkeit.

Schon bei der Geburt wurde er mit herrlichen Feengaben, wie sie uns aus der Betrachtung des germanischen Elfenreiches bereits bekannt sind, gesegnet. Wie dem Alvis der Edda bleibt ihm nichts verborgen; unverhüllt liegen die geheimsten Absichten der Menschen sowie die zukünftigen Dinge und die Herrlichkeit des Paradieses vor ihm da. Mit der Geschwindigkeit eines Gedankens kann er sich an jeden beliebigen Ort der Erde versetzen, den herrlichsten Palast, die schönsten Speisen und Getränke auch in der Wüste hervorzaubern, und die kostbarsten Edelsteine zieren sein Gewand. Die blutigierigsten Tiere gehorchen seinem Winke. In seiner Unsterblichkeit altert er nie, freiwillig scheidet er, nachdem er den geliebten Huon zum Nachfolger auserlesen, von der Erde ab, um im Paradiese bei Gott die höchsten Freuden zu geniessen. Er übertrifft an Schönheit die Sonne in ihrer sommerlichen Pracht, und nur der Ungunst einer Fee schreibt der Dichter diesem Ideal geistiger und körperlicher

Vollkommenheit die zwerghafte Gestalt zu, die Oberon als Elfe nicht ablegen darf. Mitten in dem ungeheuren Zauberwalde liegt seine Residenz und Vaterstadt Monmur; diesem Waldaufenthalte entspricht die Bezeichnung *roi sauvage* (*silvaticus*).

In unserem Epos wird den Elfen eine Freude an fröhlicher Ungebundenheit zwar nicht unmittelbar zugeschrieben; allein die von Oberon seinem Schützling verliehenen Gaben lassen auch in diesem Punkte einen Zusammenhang mit dem germanischen Volksglauben durchblicken. Der geschenkte Becher füllt sich, wenn dreimal ein Kreuz über ihm geschlagen wird, mit köstlichem Weine, welcher aber nur den Biedermann labt (Hugo und Herzog Nales), die Lippen eines Schuldbeladenen (Kaiser Karl, Emir Gaudise) dagegen flieht. Ein Horn von Elfenbein versetzt, wenn es mit mässiger Stärke geblasen wird, die Zuhörer in die munterste Stimmung und ruft den unwiderstehlichen Trieb der Elfen zu Musik, Gesang und Tanz in der Brust eines jeden Sterblichen hervor; wird es aber mit aller Kraft geblasen, was freilich nur in der höchsten Not geschehen darf, so eilt Oberon mit seinen Schaaren zur rettenden Hülfe herbei. Becher und Horn befreien den Besitzer von Krankheit, Hunger und Durst.

Von dem Gefolge des Elfenkönigs ist wenig zu sagen. Dem streitbaren Character desselben entsprechend setzt sich dies „*rice barné*“ aus einer stattlichen Ritterschaar zusammen. Hervorgehoben werden Gloriant und Malebrun, mitleidige Wesen, welche ihren über Huons Leichtsinn höchst ergrimmt Gebieter zu besänftigen suchen. Malebrun erkaufte die Erlaubnis, den unglücklichen Jüngling aus seinem Elend befreien zu dürfen, mit seiner Verwandlung in einen Fisch (*luiton*) und mit einem langjährigen Aufenthalt im Meere, fern von den Genossen. Den Elfenfürsten begleitet ein Heer von 100000 Streitern in den Krieg; es ist unüberwindlich.

Diese Bemerkungen mögen zur Klarstellung des Wesens und Wirkens der Elfen im altfranzösischen Epos genügen. Dem Leser ist die Verwandtschaft Oberons mit dem Alberich des Ornit nicht entgangen, und ebensowenig lässt sich verkennen, dass der französische Dichter dem ursprünglichen, heitern und menschenfreundlichen Character der germanischen Elfensage gerecht zu werden verstand. Wenn derselbe Dichter den gütigen, allgewaltigen Elfenkönig in der ganzen Denkart und Moral eines christlichen mittelalterlichen Ritters handeln lässt, so folgt er dem romantischen Zuge seiner Zeit und hat dadurch seinem Werke einen grossen, allgemeinen Erfolg gesichert. Nennt doch schon die um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstandene Chronik des Albericus Trium Fontium den Oberon einen „*virum mirabilem et fortunatum*“, und wurde doch im Roman d'Auberon dieser beliebten Sagengestalt eine besondere Vorgeschichte angedichtet, worin Julius Cäsar als der Vater Oberons verherrlicht wird, was der mittelalterlichen Geschichtskennntnis alle Ehre macht.

Die weiteren Schicksale des Huon de Bordeaux in Frankreich dürfen wir unter Hinweis auf Dunlops *History of Fiction* (S. 123—130 in der Uebersetzung von Felix Liebrecht) übergehen. Um so wichtiger aber erscheint seine Verpflanzung auf englischen Boden durch die ausgezeichnete Prosaübersetzung des John Bouchier, Lord Berners. Dieser 1532 gestorbene Finanzminister (*Chancellor of the Exchequer*) Heinrichs VIII. hat auch eine bedeutende Uebersetzung der berühmten Chronik Froissarts geliefert, und seinem Uebersetzertalent zollt W. Scott in dem *Essay on Amadis de Gaul* warme Anerkennung. Nach Dunlop (a. a. O. 123) hat die englische Uebersetzung des Huon de Bordeaux nicht weniger als drei Auflagen erlebt, ein deutlicher Beweis für die Beliebtheit, deren sich Oberon auch in England erfreute („*le succès de la traduction de Lord Berners mit Oberon à la mode en Angleterre et l'introduisit partout*“, heisst es in der Vorrede — S. 34 — zur französischen Ausgabe). Da die Elfen als altgermanische Sagengestalten den Nachkommen der Angelsachsen als freundliche Wesen völlig bekannt waren — wir kommen später hierauf zurück — und sich demnach

der französische Oberon mit dem Elfenkönig der englischen Sage aufs engste berührte, so nimmt diese günstige Aufnahme nicht Wunder. Wenn daher schon in den Balladen der Elisabethischen Zeit — auch hierauf kommen wir zurück — der Elfenkönig den französischen Namen Oberon führt und wenn gar in dem 1628 gedruckten Volksbuch: „The mad pranks and merry jests of Robin Goodfellow“ Oberon zum Vater des mutwilligen Robin, der Lieblingsgestalt des englischen Volksglaubens, geworden ist, so bedarf es für die schnelle Beliebtheit des französischen Oberon gerade unter der litterarisch hervorragenden Regierung der Königin Elisabeth keines weiteren Zeugnisses. Und in diesen glänzenden Zeitabschnitt fällt das Aufblühen der englischen dramatischen Kunst, das unsterbliche Schaffen Shakespeares, die zwar weniger bedeutende, aber darum doch nicht gering zu achtende Thätigkeit der Marlowe, Greene und Ben Jonson! Wie sollten da englische Dramatiker das Elfenreich in ihren Schöpfungen unberücksichtigt lassen?

III. Das Elfenreich in der „Scottish History of James the Fourth“.

Der erste, welcher Oberon auf die englische Bühne brachte, und zwar gegen 1590, war Robert Greene. Das betreffende Schauspiel erschien 1598 im Druck als „the Scottish Historie of James the Fourth, slaine at Flodden. Entermixed with a pleasant Comedie, presented by Oboram (sic), King of Fayeries“. Hier kommt das eigentliche Drama nicht in Betracht; denn unsere Aufgabe beschränkt die vorliegende Untersuchung auf das Zwischenspiel, welches den Verkehr des Elfenkönigs mit einem schottischen Einsiedler namens Bohan und dessen Söhnen Slipper und Nano darstellt. Diese Elfenscenen haben folgenden Inhalt:

Der Feenkönig Oberon tritt zur Nachtzeit mit seinem Gefolge auf. Die muntere Elfenschaar tanzt unter Musikbegleitung um ein Grab, welches dem schottischen Einsiedler Bohan zur Wohnung dient. In seinem Schlafe gestört, sucht dieser vergebens den Fürsten durch Drohungen in die Flucht zu treiben, besänftigt indessen seinen Zorn, als Oberon ihm einige untrügliche Beweise seiner übernatürlichen Macht giebt, die ihn von der hohen Würde seines Besuches überzeugen. Auf dessen Verlangen legt er dar, warum ihm Hof-, Stadt- und Landleben verleidet und er selbst zum Einsiedler geworden sei. Oberon findet an dem biedern Schotten sowie an den tanzlustigen Zwillingen Slipper und Nano Gefallen, so dass er letztere durch herrliche Feengaben ehrt, die ihr Glück in den Wogen des Weltgetriebes sichern. Zu seiner Unterhaltung lässt Bohan das historische Schauspiel von Jakob IV. aufführen, für welche Spende Oberon mit elfischen Gesängen und Tänzen dankt. Mit grosser Teilnahme folgt er dem Gange der dramatischen Handlung, über die er sich nach jedem Akte mit dem Einsiedler unterhält.

Ein Vergleich der Elfenscenen mit dem historischen Schauspiel fällt nicht zu Gunsten derselben aus. Vielmehr erscheinen sie als ein jämmerliches Machwerk, voll von Ungereimtheiten und Ungenauigkeiten, und die inneren Widersprüche zwischen ihnen und dem historischen Schauspiel sind so gross, dass wir in diesen Scenen nur ein Fragment erblicken können, an das der sonst nicht unbedeutende Dichter noch nicht die letzte Hand gelegt hatte und das nur hastig und gewaltsam, vielleicht lediglich dem Geschmack der Zeitgenossen an bunten phantastischen Auftritten zuliebe, mit den historischen Scenen in Verbindung gebracht wurde. Dies nachzuweisen fällt nicht schwer.

Der Dichter bezeichnet den Einsiedler als Verfasser des eigentlichen Schauspiels, und Bohan sagt ausdrücklich, dass die in demselben dargestellten Ereignisse einer früheren Zeit angehören. Dennoch befinden sich unter den Personen dieser dramatischen Dichtung die beiden Söhne des Einsiedlers, und

der Elfenkönig selbst, der Zuschauer, greift durch die Rettung Slippers (V, 6) unmittelbar in den Gang der Handlung ein, wodurch Gegenwart und Vergangenheit mit einander vermengt werden.

Derselbe Slipper, welcher im Prolog von dem Vater Abschied nimmt, um in der Welt sein Glück zu versuchen, sucht bald darauf die Gesellschaft des Einsiedlers und der Elfen auf und verscheucht Oberons trübe Stimmung durch einen flotten Tanz. Wie lässt sich ferner die Absicht des Dichters, die Zwillingsbrüder unter der Macht der Feengaben handeln zu lassen — denn nur hierdurch wäre ein innerer Zusammenhang der Elfen Szenen mit dem historischen Schauspiel möglich — mit der Annahme vereinigen, dass Bohan das Stück vor seiner Bekanntschaft mit Oberon bereits geschrieben und den „guid fellows of our country-men“ zur Aufführung eingeübt hatte? Fügen wir hinzu, dass das Nachspiel zum ersten Akte ganz unvollkommen und an einigen Stellen vollständig sinnlos ist, so bedarf es wohl für die Annahme, die Elfen Szenen seien unvollständig und mit dem historischen Schauspiel in keinem inneren Zusammenhang, keines weiteren Beweises, wenn gleich hier nicht verschwiegen werden soll, dass in dem eigentlichen Drama die Herbeiführung und Lösung des Conflictes einzig und allein auf natürlichem Wege, d. h. durch die natürlichen Eigenschaften der handelnden Personen und die aus ihnen mit zwingender Notwendigkeit entspringenden Handlungen, keineswegs aber in übernatürlicher Weise, also nicht durch die Macht der Elfen, sich vollzieht. Eine Darstellung des Elfenreiches nach der „Scottish History of James the Fourth“ wird sich daher, wie schon der Titel der Quartausgabe von 1598 andeutet, auf das besprochene Fragment beschränken, wobei die Ausgabe der „Dramatic and Poetical Works of Robert Greene“ von Alexander Dyce (London 1883) zu Grunde liegt.

Als Elfenkönig ist Oberon mit übernatürlicher Macht bekleidet; die ganze Welt muss ihr huldigen. Sie bindet ihn an keinen Ort und verleiht den Freunden der Elfen Reichtum, Ehre, Ruhe und Zufriedenheit. Dem kleinen Nano giebt er einen schnellen Verstand und leibliche Schönheit; dem lustigen Slipper verspricht er Nahrungsüberfluss und Hülfe aus schwerer Gefahr, ein Versprechen welches er zu halten Gelegenheit findet. Auch den mürrischen Einsiedler überzeugt er bald von seiner Wunderkraft: Bohan kann nicht das Schwert zücken, mit dem er den vermeintlichen Prahler in die Flucht treiben will, und als Oberon dies zulässt, vermag er nicht den Arm zu heben. Dem geschwätzigten Slipper lähmt er auf kurze Zeit die Zunge. Wegen seiner zwerghaften Gestalt redet ihn Bohan im Nachspiel zum ersten Akte mit „little king“ an. Als Elfe findet er grossen Gefallen an Gesängen und Tänzen, mit welchen sein Gefolge (die antics) die Nacht vertändelt, um bei Sonnenaufgang zu verschwinden.

Mit seiner übernatürlichen Macht verbindet der Elfenkönig eine christliche Gesinnung, mit der christlichen Moral die Liebe zum Guten und den Hass des Bösen. Oberon legt auf die Freundschaft des biedereren Schotten grossen Wert und huldigt mit ihm einer pessimistischen Lebensanschauung; denn beide betrachten die Welt als ein Jammerthal, empfinden das irdische Dasein als eine schwere Last und betonen die Unbeständigkeit des Glückes. Der „stoical Scot“ sucht in der kurzen Darlegung seines Lebenslaufes seinen Pessimismus zu rechtfertigen. Er führt in dieser Apologie des Welt Schmerzes aus, wie er in der Jugend als Edelmann die Freuden und Leiden am Hofe, auf dem Lande und in der Stadt in kriegerischen und friedlichen Zeiten gekostet habe, um schliesslich die Ueberzeugung zu gewinnen, dass Falschheit, Herzlosigkeit und schnöde Gewinnsucht alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen und wahre Liebe, Treue und Freundschaft von der Erde vertrieben haben. Daraus zieht er dann den Schluss, dass die wahre Glückseligkeit in der Abkehr von der Welt besteht, und dieser Ansicht folgte er, als er sich in der Einsamkeit ein Grab zur Wohnstätte herrichtete, um hier

dem erlösenden Tode furchtlos entgegen zu sehen. Diese Erzählung nimmt Oberon sehr beifällig auf: „Ich liebe Dich, Bohan, weil Du die Welt hassetest.“

Dennoch hindert diese pessimistische Anschauung ihn nicht, dem Gange der dramatischen Ausführung mit grösster Aufmerksamkeit zu folgen. Ihm, dem Freund des Guten und Feind des Bösen, erregen die Leiden der hart bedrängten Unschuld tiefes Mitgefühl, die Ränke und Schandthaten listiger Schmeichler und Betrüger Kummer und grossen Zorn; der Sieg der gerechten Sache erfüllt ihn mit aufrichtiger Freude.

Die Frage nach der Vorlage, welche Greene für die Elfenescenen benutzte, ist leicht zu beantworten. Das durch die Bernersche Uebersetzung so beliebt gewordene Epos *Huon de Bordeaux* war seine Quelle. Dies beweisen zunächst die von Oberon seinen Schützlingen Slipper und Nano verliehenen Gaben. Alle auf Slipper bezüglichen Punkte passen auf Huon: beide sind leichtsinnig, beide führen ein Wanderleben, beiden hält der Elfenkönig sein Versprechen: „he shall never lack, and (J) avow, if in all distresses he call upon me, to help him.“ Bei der Charakterzeichnung des Nano diente dagegen der Oberon des französischen Epos selbst dem Dichter zum Vorbilde, wenn er diesem Zwilling Bruder eine zwergartige Gestalt, Schönheit und scharfen Verstand zuschreibt. Wie genau Greene sich an seine Vorlage gehalten, der er freilich, von manchen Einzelheiten abgesehen, für welche der Spielraum seines Auftretens in den wenigen Elfenescenen zu gering bemessen war, den epischen Charakter möglichst abstreifen musste, zeigt eine kurze Vergleichung beider Dichtungen. In beiden erscheint nämlich Oberon nicht bloss als der gewaltige Beherrscher des Elfenreiches, sondern auch als ein moralisches Wesen mit scharf ausgeprägter christlicher Denkart. Ferner seien folgende gemeinsamen Züge hervorgehoben: Oberons Schönheit und kleine Gestalt; sein unmittelbarer Verkehr mit den Menschen; die Beherrschung von Raum und Zeit; Allmacht und Allwissenheit; die Vorliebe für Musik, Gesang und Tanz; die ziemlich geringe Einwirkung der übrigen Elfen.

IV. Das Elfenreich im englischen Volksglauben.

Im ersten Abschnitt wurde schon darauf hingewiesen, dass die Elfen im englischen Volksglauben den heiteren, menschenfreundlichen Character wahrten, den sie ursprünglich besaßen. Die folgenden Ausführungen werden sich demnach mit früheren vielfach berühren und die nahe Verwandtschaft oder besser den gemeinsamen Ursprung des deutschen und englischen Elfenreiches sicher stellen. Um nun eine Vorstellung von dem englischen Elfenglauben zu gewinnen, richten wir unsere Aufmerksamkeit auf einige Balladen, welche ihren Stoff der im Elisabethischen Zeitalter noch recht lebendigen Volksage entlehnten. Herausgegeben wurden drei derselben von Percy in den bekannten „*Reliques of Ancient English Poetry*“ II 247—256.

Das erste dieser Gedichte besingt die lustigen Streiche des Robin Goodfellow, welcher als „toller Robin“, Puck oder Hobgoblin zum Liebling des englischen Elfenglaubens wurde und dessen Namen und Thaten lebhaft an die deutschen Kobolde oder Hausgeister erinnern.

Robin ist der dienstbare Geist des Elfenkönigs. Schneller als der Blitz zieht er bei Nacht umher, um seiner mutwilligen Laune die Zügel schiessen zu lassen. Unsichtbar nimmt er an lärmenden Trinkgelagen teil, lockt die ermüdeten Zecher auf ihrem Heimwege in den Sumpf oder ins Dorngebüsch und eilt dann lachend davon. Oft erschreckt er den Wanderer in Menschen-, Ochsen- oder Hundegestalt, naht sich demselben auch als Pferd, und lässt er sich dazu verleiten es zu besteigen, so beginnt die wilde Jagd über Hecke und Feld, durch Fluss und Teich. Besonders behagen ihm die

Feste der fröhlichen Jugend: der unsichtbare Schelm lässt sich alsdann Kuchen und Wein wohl schmecken; er schnarcht, bläst die Lichter aus, küsst die Mädchen, und schreien die Erschreckten laut auf, so verschwindet er „laughing ho, ho, ho!“ Wie alle Kobolde ist er im Grunde gutmütig, den Fleissigen hold, den Trägen abgeneigt. Gute Mägde erfreut er daher, indem er in der Nacht für sie mahlt und spinnst, während er das schlampige Gesinde (sluts) schwarz und blau zwickt, ihm die Bettdecke abzieht und es auf den kalten Fussboden wirft. Säumige Schuldner quält er durch heftiges Zwicken und schreckliche Träume, bis sie ihrer Zahlungspflicht genügen (die Elfen erscheinen also als Traumbringer!). Dem Geschwätz müssiger Weiber (lazier queans) zeigt er sich nicht minder abgeneigt, wenn er in demselben die Ursache vieler Lügen und widerwärtiger Streitigkeiten erblickt und es für seine Pflicht hält, den heimlichen Klatsch an's Tageslicht zu ziehen. Mit Vorliebe beteiligt sich Robin an den muntern Gesängen und Tänzen der Elfen, mit welchen dieselben im Mondschein an Quellen, Bächen und auf grünen Wiesen ihr Herrscherpaar erfreuen und welche erst beim Gesang der Lerche ein Ende nehmen. Erwähnen wir noch, dass Robin wie alle Elfen diebische Gelüste nach wohlgestalteten menschlichen Säuglingen zeigt, so ist unsere Schilderung dieser lustigen und alles in allem durchaus sympathischen Sagengestalt beendet.

Das zweite Gedicht, *the Fairy Queen*, giebt über das Wesen des englischen Elfenreiches weiteren Aufschluss, so dass der Herausgeber Percy bemerkt: „we have here a short display of the popular belief concerning Fairies.“ Unter der Leitung ihrer Königin, welche hier Queen Mab (vgl. *Romeo und Julia* I, 4) heisst und der deutschen Frau Holle entspricht, führen sie die oben erwähnten Reihentänze auf, schlüpfen im Dunkel der Nacht ungehört und ungesehen durch die Schlüssellöcher in die Wohnungen sterblicher Schläfer, springen über Tische und Bänke und achten namentlich auf den Zustand des Hauses; denn die Elfen sind Freunde der Reinlichkeit und Feinde der Unordnung, weshalb die englische Elfenkönigin nach dem vorliegenden Gedichte dem Gesinde gegenüber dieselben Belohnungen und Strafen wie die Beherrscherin der deutschen Elfen in Anwendung bringt. Den kleinen zierlichen Sagengestalten dient ein Pilz als Tisch, Roggen- und Weizenkörner stillen ihren Hunger, Tauperlen, aus Eichelhäpfchen getrunken, ihren Durst; Nachtigallenhirn, Schlangenfett und Mäusemark gelten als Leckerbissen. Bei ihren muntern Tänzen stellen Heuschrecken, Mücken und Fliegen die Musik, während Glühwürmer für eine angemessene Beleuchtung sorgen, falls der Mond ihnen sein mildes Licht entzieht. Ueber betaute Grashalme hüpfen sie so leicht und flink, dass dieselben sich nicht einmal biegen; doch erblickt man am folgenden Morgen im Tau die Spuren ihres lustigen Treibens. Fassen wir den Inhalt unseres Gedichtes zusammen, so erscheinen die englischen Elfen als kleine, saubere, muntere, holde Wesen.

In dem dritten Gedichte, *the Fairies' Farewell*, bedauert der Verfasser (ein Bischof Corbet aus Norwich) scherzhaft, dass zu seiner Zeit, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das lustige Elfenvölkchen nicht mehr zu finden sei, was an die oft angeführte Stelle aus Chaucers „*Wife of Bath's Tale*“ erinnert. Daher trauert Corbet darüber, dass fleissige Mägde keine Silberstücke mehr im Schuh finden, Faulenzerinnen dagegen nicht mehr schwarz und blau gezwickt werden. Bei dieser Gelegenheit erwähnt er auch die bekannte Neigung der Elfen, für menschliche Säuglinge elfische Wechselbälge unterzuschieben; er weist ferner auf ihre Schönheit und Munterkeit, auf ihre anmutigen Gesänge und Tänze hin, um mit der Bemerkung zu schliessen, dass das englische Volk noch zu seiner Zeit an den zahlreichen Erzählungen über das muntere Treiben der Elfen grossen Gefallen finde.

Auch in einem gegen 1590 entstandenen in Arbers *English Garner* I 595 abgedruckten Gedicht finden sich einige bemerkenswerte Züge über den englischen Elfenglauben. Hier heisst die

Elfenkönigin Proserpina, gewiss im Anschluss an Chaucers „Merchant's Tale“, wo (in Uebereinstimmung mit den germanischen Mythen über die Wohnsitze der Zwerge) die Elfen in die Unterwelt versetzt werden und nun nach der antiken Mythologie Pluto zum Könige, Proserpina zur Königin erhalten. Die Elfenkönigin Proserpina nimmt sich wie Frau Holle der verliebten Jünglinge an, indem sie die Anmut gefühlvoller Mädchen erhöht, den Spröden dagegen Arme und Hände so lange schwarz und blau zwicken lässt, bis sie das Flehen ihrer Anbeter erhören.

Die vorstehenden Bemerkungen mögen zur Klarstellung des heiteren Characters der englischen Elfen genügen. Eine entgegengesetzte Stellung nehmen die Elfen im Norden ein, wo sie der jüngere Volksglaube, wie schon im 1. Abschnitt erwähnt wurde, zu finstern, unholden Gewalten herabgewürdigt hat. Da auch das Elfenreich in Schottland in diesem unfreundlichen Lichte erscheint und bei Shakespeare wiederholt auf diesen Gegensatz holder und unholder elfischer Wesen hinzuweisen sein wird, so sei hier wenigstens an einer Dichtung das Treiben der nordischen Elfen erörtert. Wir wählen die schottische Ballade Alice Brand, im 4. Gesang von W. Scott's „Lady of the Lake“.

Ritter Richard entführt seine Geliebte Alice Brand und erschlägt auf der Flucht ihren Bruder im ehrlichen Zweikampfe. Als Geächteter sucht er mit ihr im fernen Gebirge eine Zufluchtsstätte, und da er, um Wohnung und Unterhalt zu gewinnen, Bäume fällen und Wild erlegen muss, macht er sich die Elfen zu Feinden. Heftig ergrimmt stürzt ihr König aus seiner Wohnung im Berge (within the hill) hervor; grässlich klingt sein Geschrei (like wind in the porch of a ruin 'd church). „Wer wagt es dem Wilde nachzustellen, das unsere Königin liebt? Warum legt der Verwegene Hand an die Eichen und Buchen, unter deren Schutzdache wir im Mondschein den Reihem schlingen?“ „Auf, Urgan!“ ruft er einem hässlichen Zwerge zu, dem ruhelosen Geist des erschlagenen Bruders, „eile zu jenem Sterblichen, raube ihm durch deinen Fluch den Schlaf und bereite ihm unvergängliches Herzweh! Du darfst es; denn du warst Christ und wirst dich daher durch Kreuzeszeichen und Gebete nicht bannen lassen“. (Der heidnische Elfenkönig fürchtet sich also vor der Macht des Christentums!) Sobald die Nacht hereinbricht, gehorcht der unselige Zwerg dem Befehle seines Gebieters. Schon steht er vor dem Ritter, welcher sich entsetzt bekreuzt, ohne indessen den bösen Geist zu verscheuchen. „Dein Kreuzeszeichen fürchte ich nicht“, ruft derselbe höhnisch aus; „denn an deinen Händen klebt Blut“. Da tritt ihm Alice Brand entgegen, und dem heiligen Zeichen von ihrer reinen Hand kann der Dämon nicht widerstehen. Bald schwindet der böse Gedanke vor der brennenden Sehnsucht nach Erlösung, und in dieser Stimmung sieht der unglückliche Zwerg in der Fröhlichkeit der Elfen nichts als gleissenden Schein. Wie elend ihm aber seine Lage erscheint, eine Hoffnung bleibt ihm:

„But wist I of a woman bold,
Who thrice my brow durst sign,
I might regain my mortal mold,
As fair a form as thine.“

Dies geschieht: Alice Brand vernichtet den bösen Zauber und verwandelt den hässlichen Zwerg in den schönsten Ritter, den Schottlands Boden trägt. Sie hat durch ihre Frömmigkeit ihren Bruder Ethert dem Elfenreiche entrissen.

V. Das Elfenreich im „Midsummer Night's Dream“.

Die grosse Beliebtheit des durch die Bernersche Uebersetzung nach England verpflanzten *Huon de Bordeaux* lässt Shakespeares Bekanntschaft mit diesem Epos fast als selbstverständlich voraussetzen. Die bekannten Anspielungen in *Much Ado about Nothing* II, 1 und *Henry Vth* V, 2 bestätigen diese Voraussetzung. Dürfen wir hiernach annehmen, dass Shakespeare durch dieses Epos an dem Elfenkönig Oberon ein genügendes Interesse gewann, um ihm im *Sommernachtstraum* ein so schönes Denkmal zu setzen, so fragt es sich, ob er sich bei der Schilderung seines Wesens wie Greene an den fremdländischen Roman oder an die nationale Sage anschloss. Die folgende Darlegung hat den Charakter des Elfenreiches im *Sommernachtstraum* zum Gegenstande und soll damit die gestellte Frage lösen.

Unter den Werken des unsterblichen Briten nimmt die liebliche Eلفendichtung eine eigenartige Stellung ein. Der „süsse Schwan von Avon“ hat hier auf seine unübertreffliche Kunst, das ganze innere Leben des Menschen zu enthüllen, seine Gemütsanlagen und Leidenschaften zu schildern, (beinahe *) verzichtet und zwar mit Absicht: Sollen doch in diesem Drama die Wirkungen der verliebten Laune, die Verirrungen des sinnlichen Liebeslebens dargestellt werden, und will doch der Dichter dem Gedanken Ausdruck geben, dass der Mensch im Taumel der sinnlichen Leidenschaft in einen traumartigen Zustand versunken sei. Als Quelle sinnlicher Liebe erscheint Cupido, Traumbringer sind die Elfen. Soll also der Mensch unter der Herrschaft des Liebesgottes als ein Traumwesen gezeichnet werden, so fällt den Elfen eine entscheidende Rolle in der dramatischen Entwicklung zu. Ihrer Gewalt verfallen die Verliebten; mit dem Treiben des Liebesgottes sind sie wohl vertraut, aber auch für die sinnlichen Begierden der Menschen sehr empfänglich.

Schon vor dem Beginn der dramatischen Handlung hat Amors Geschoss die Herzen getroffen und Demetrius zu Helena, Lysander zu Hermia geführt. Allein erst nach langen Kämpfen dürfen beide Paare in den Hafen des Glücks einlaufen; denn ihr launenhafter Gebieter findet Gefallen daran, ihnen seine quälende Macht fühlen zu lassen. Plötzlich verlässt daher Demetrius die Geliebte; er überträgt seine Neigung auf Hermia, obwohl er auf Gegenliebe nicht rechnen kann und dieselbe vor ihrer Freundin keine Vorzüge besitzt. Der eigensinnige Egeus, Hermias Vater, dessen Gunst der flatterhafte Demetrius gewonnen hat, stellt sein Kind nach dem athenischen Gesetze vor die harte Wahl, entweder dem Verhassten die Hand zu reichen, oder den Schleier zu nehmen. Allein seine Strenge steigert nur Hermias sinnliche Liebesglut. Sie wagt den äussersten Schritt: die Flucht im nächtlichen Dunkel soll sie mit dem Geliebten vereinigen; ein Gehölz in der Nähe der Stadt dient als Ausgangspunkt des gewagten Unternehmens. Freilich begeht das Liebespaar aus Mitleid mit der verlassenen Helena die Unklugheit, dieselbe von dem Fluchtplan zu unterrichten, und Helena — im Taumel der sinnlichen Leidenschaft übt sie Verrat an der Freundin, teilt in der einfältigen Hoffnung, den Demetrius wieder an sich zu fesseln, demselben die Flucht der Hermia mit, und als er den Flüchtlingen nachsetzt, hängt sich Helena, der unbezähmbaren Leidenschaft den Rest weiblicher Zurückhaltung opfernd, an seine Fersen. So sind beide Paare als Sklaven Cupidos ihrer sinnlichen Begierde blindlings gefolgt und nach der Auffassung des Dichters in einen traumartigen Zustand versunken. Als Traumwesen kommen sie in der lieblichen Maiennacht mit den Elfen in Berührung, welche in dem bezeichneten Walde ihr Wesen treiben, und welche die durch einen unglücklichen Zufall noch gesteigerte Verwicklung zu lösen berufen sind.

*) nicht ganz: man vergleiche über den Charakter der Liebespaare Gervinus: *Sksp.* I. 334.

Hier ist der Ort, auf das Wesen und Wirken der Elfen in unserm Drama näher einzugehen. Volkssage und Volksdichtung sind für den wahren Dichter eine unerschöpfliche Fundgrube, und keiner hat schönere Schätze aus ihr zu heben gewusst als der englische Dichterkönig. Es möchten schon formale Gründe für die Annahme sprechen, dass Shakespeare sein Elfenreich nach der englischen Volkssage und nicht nach dem französischen Epos gestaltete. Man beachte nur das einnehmende lyrische Gepräge vieler Stellen, den häufigen Wechsel des Metrums und nicht minder das vereinzelte Vorkommen von alliterierenden Versen. Der Elfe, welcher der Königin dient, beantwortet z. B. Pucks Frage nach dem Ziel ihrer Wanderung mit folgenden Versen: „Over hill, over dale, Thorough bush, thorough brier, Over park, over pale, Thorough flood, thorough fire“ (II 1). Weitere Beweise für diese Annahme ergiebt die Betrachtung des Auftretens der Elfen, wobei stets an unsere Ausführungen im vierten Abschnitt erinnert sei.

Im Epilog, der uns den Schlüssel zum Verständnis des Stückes bieten soll, werden die Zuschauer aufgefordert, das Drama dem Titel entsprechend als einen Traum, die einzelnen Personen und Handlungen als Visionen aufzufassen. Traumbringer sind aber nach dem Volksglauben (vgl. die Schilderung der Queen Mab in Romeo und Julia, I, 4), die zierlichen Elfen (shadows, airy spirits). Zeit und Ort ihres Auftretens sind entsprechend gewählt. Die mondhelle Maiennacht, die Walpurgisnacht, wie Simrock (Mythologie 551—554) überzeugend nachgewiesen hat, der grüne Hain mit seinem berausenden Blütenduft wirken belebend auf die Phantasie, begünstigen die Träumerei und machen unser Gemüt für die Bringer der Träume um so empfänglicher. Indien, das üppige, heitere Wunderland der müssigen Speculation, die den Menschen selbst am Tage in einen traumartigen Zustand versetzt, gilt als der eigentliche Wohnsitz der Elfen, worauf auch Anspielungen (the Indian changeling, the spiced Indian air, the furthest steep of India) hindeuten. — Ein zweiter hervorstechender Zug ihres Wesens lässt sich in der entschiedenen Vorliebe für das Harmonische erblicken, wobei vor allem ihr fein entwickelter Schönheitssinn in die Augen springt. Daraus erklärt sich ihre Freude an Musik, Gesang und Tanz; die Vorliebe für den süßen Gesang der Nachtigall, die Furcht vor dem Kreischen der Eule, ihre einschläfernden Weisen, ihre zierlichen Reihentänze verdienen besondere Beachtung. Hierher gehört auch das ausserordentliche Interesse, welches sie den Blumen entgegenbringen: dieselben dienen ihnen als Schmuck und, zugleich mit Eichelnäpfchen, als Schlafgemach, so dass sie sorgsam darauf bedacht sind, sie durch die Entfernung des Mehltaus und durch Benetzen mit Tauperlen frisch und schön zu erhalten; einige „Hofdamen“ der Elfenkönigin tragen Blumennamen. Erwähnt sei ferner ihre Reinlichkeit, ihr Geschmack an Näsereien und Süßigkeiten (Honig, Nüsse, Feigen, Aprikosen, Trauben, Maulbeeren sind ihre Kost), ihre entschiedene Abneigung gegen das Hässliche, vor allem gegen hässliche Tiere. Mit Schlangen, Eidechsen, Spinnen, Schnecken, Käfern und Fledermäusen führen sie Krieg, aus den Flügeln der Fledermäuse sowie aus Schlangenhäuten verfertigen sie sich Kleider, während sie Schmetterlingsflügel als Fächer zur Abwehr der Mondstrahlen benutzen. Lästigen Schwätzern lähmen sie die Zunge; hässliche Menschen werden die Zielscheibe ihrer Neckereien, die freilich harmlos sind und keinen grösseren Schaden anrichten. Im übrigen gehen sie vermöge ihrer Vorliebe für das Harmonische allem aus dem Wege, was Unordnung, Zank und Streit hervorrufen kann, ja sie benutzen ihre übernatürliche Macht zur Beseitigung der Verwirrung, zur Herstellung der Ordnung, ein Umstand, welcher für die Lösung der dramatischen Verwicklung entscheidend ins Gewicht fällt. Dieser segentiftenden Eigenschaft wirkt freilich manchmal ihr Schönheitssinn hemmend entgegen, weil sich mit ihm die Begierde nach dem alleinigen Besitz des Schönen und damit der Neid verbindet, der auch sie zum Spielball der Laune macht und hierdurch nicht bloss im Elfenreich, sondern durch die bestehende Wechselwirkung auch bei den Menschen Zwietracht und Unheil

anstiftet, so dass sie schöne Kinder stehlen und elfische Wechselbälge unterschieben. Die Neigung zum Kinderdiebstahl ist nach Simrock (a. a. O. 414) für die Elfen so bezeichnend, dass er auf dieselbe den Namen der Elfenkönigin zurückführen möchte. Von dem Kinderstehlen, meint er, „hat Titania vielleicht den Namen, da Kinder Titti heissen; der Tittisee ist ein Kindersee.“ Alle diese Züge begegneten uns in der deutschen und englischen Volkssage; ihr sind sie also entnommen, nicht aber dem französischen Epos, das die vielen reizvollen Einzelheiten nicht kennt. — Ein weiterer Zug im Character der Elfen des Sommernachtstraumes erscheint um so bemerkenswerter, als der Dichter dem leitenden Gedanken entsprechend (die Elfen sind Traumgestalten!) absichtlich von der Sage und vom Epos abwich, wo die Elfen als moralische Wesen geschildert werden. In unserm Drama sind ihnen moralische Regungen völlig fremd, und abstracte Betrachtungen stellen sie nicht an. Nur der Sinnenwelt bringen sie Verständnis entgegen; nur reizvolle Äusserlichkeiten (s. oben) ziehen sie an, und so wird auch ihre Liebe nur eine sinnliche sein. Dieselbe kann so gewaltig auf die Elfen einwirken, dass sie sich über ihren eingewurzelten Schönheitstrieb hinwegsetzen und sich sogar in das Hässliche verlieben, welches sie ernüchert verabscheuen. Bezeichnend für ihre rein sinnliche Richtung sind die Gaben, mit denen sie ihre Lieblinge erfreuen: Juwelen, Blumen, Früchte, ein duftendes Ruhelager, Gesang und Tanz. Nur äussere Vorzüge vermögen sie an ihnen zu entdecken, nur der Sinnenwelt sind ihre Vergleiche entnommen; nur dem sich in Worten und Gebärden Luft machenden Schmerz und Verdruss der beiden athenischen Jungfrauen, nur den heftigen Schwüren und Verwünschungen der wutschnaubenden Nebenbuhler bringen sie Verständnis entgegen. Der Elfensegen verleiht dem Ehestande vermöge ihrer Ordnungsliebe Frieden und Glück und bewahrt die Nachkommenschaft vor Muttermal und Hasenscharte. Groll drückt sich in gegenseitiger Trennung aus, Versöhnung und Liebe in dem engen Zusammenleben, in gemeinsamen Vergnügungen und Wanderungen. Wo aber Shakespeare eine Rücksicht auf die Traumnatur der Elfen nicht zu nehmen hat, folgt er wieder der Volkssage, stellt sie also dann als moralische Wesen hin. Dies ist bekanntlich in der Schlusscene der „Merry Wives of Windsor“ der Fall. Hier erscheinen die Elfen genau nach der Volkssage als Freunde der Frommen und Fleissigen, als Feinde der Gottlosen und Trägen; dieselben Belohnungen und Strafen werden erteilt, und begünstigte die Elfenkönigin der Sage die Ehe, so verdammt sie hier die Unkeuschheit: „Fie on sinful fantasy! Fie on lust and luxury!“

Der Volkssage gemäss betont der Dichter ferner den heiteren, freundlichen Character seiner Elfen und weist nachdrücklich auf ihre Verschiedenheit von den finstern Gespenstern hin, welche als Geister der Verdammten und Erschlagenen aus Kirchhöfen und Flüssen aufsteigen, ruhelos umherirren und schon beim ersten Hahnenschrei zur Grabeseinsamkeit zurückkehren. So schroff fasst auch Shakespeare den Gegensatz der englischen und nordischen Elfen auf! Seine Elfen beginnen ihr munteres Treiben um Mitternacht, und beim Einbruch der Morgendämmerung erreicht dasselbe den Höhepunkt, wie ja auch der Traum kurz vor dem Erwachen am lebhaftesten zu sein pflegt.

Kaum aber wecken die ersten Strahlen der Morgensonne den Schläfer aus seinen Träumen auf und geben ihm die Denk- und Urteilkraft wieder, die der Schlaf ihm raubte, so scheuchen sie den lustigen Spuk von hinnen. Stille folgen die Elfen der Mutter Nacht, um mit ihr zurückzukehren und auf der schlummernden Flur ihr buntes Treiben von neuem zu entfalten. Auf ihren Wanderungen umkreisen sie die Erde „schneller als der Mond“; nichts stellt sich ihnen hemmend entgegen: durch Flut und Feuer, durch Berg und Thal ziehen sie dahin. Dass der Dichter nicht dem Huon de Bordeaux, sondern dem nationalen Volksglauben gefolgt ist, beweist die Einführung der Elfenkönigin und des „tollen Robin“ als Puck; denn diese beiden Elfen, welche in unserm Drama an der Verwicklung und Lösung der Handlung keinen geringeren Anteil nehmen als Oberon selbst, sind dem französischen

Volksepos gänzlich unbekannt. Die dem schelmischen Kobold im ersten Auftritt des zweiten Aktes zugeschriebenen Streiche sind der Volkssage entnommen (vgl. das im 4. Abschnitt besprochene Gedicht und das 1628 gedruckte Volksbuch: „The mad pranks and merry jests of R. Goodfellow.“ „Die lyrischen Teile im Sommernachtstraum sind in Ton und Farbe ganz den dort erhaltenen nachgebildet.“ Gervinus, Shakespeare I 347). Auch wird die folgende Darlegung der Einwirkung des Elfenkönigs auf den Gang der dramatischen Handlung beweisen, dass der grosse Brite dem französischen Epos weiter nichts als den Namen — Oberon — verdankt, im übrigen aber dem Volksglauben folgt.

Oberon und Titania teilen mit ihren Unterthanen die neidvolle Begierde nach dem Besitz des Schönen, die auch sie unter das Joch verliebter Laune beugt. Hat doch Oberon in der Gestalt des Corin der Kornpfeife süsse Töne entlockt und feurige Liebeslieder gesungen zu Ehren der schönen Philidda, und wird doch die Amazonenkönigin Hippolyta sein Schlachtenliebchen genannt. War es nicht auch verliebte Laune und Eifersucht, welche Titania bewog, den Theseus zur Untreue gegen Perigenia, Ägle, Ariadne und Antiopa zu verleiten? Durch diesen hervorstechenden Zug ihres Wesens weiss der Dichter die beiderseitige Einwirkung auf den Gang der dramatischen Handlung zu begründen, indem er sie aus dem Feenlande (Indien) nach Athen eilen lässt, um ihren Lieblingen Theseus und Hippolyta zu ihrer Hochzeitsfeier, dem äusseren Mittelpunkt des Schauspiels, Glück und Segen zu verleihen. In dem erwähnten Hain treffen die Beherrscher der Traumgestalten zusammen, aber nicht zur freudigen Begrüssung, sondern um zum Entsetzen der kleinen Elfen den Zank zu erneuern, den ehelicher Zwist bei jeder Begegnung von neuem anfacht. Neid ist die Quelle desselben, sein Gegenstand ein schöner Wechselknabe, welchen Titania einem indischen Fürsten stahl und den sie als Andenken an die bei der Geburt gestorbene Mutter, deren munteres Wesen ihr manche vergnügte Stunde bereitete, für alle Schätze des Feenlandes nicht hingeben möchte. Vergebens hat ihr Gemahl durch Bitten und Drohungen sie zur Herausgabe des beneideten Knaben, der ihm als Knappe dienen soll, zu bewegen versucht. Bereits floss ein Jahr unter beständiger Zänkerei dahin, ohne dass ein Schritt zur Versöhnung geschah. Und so gross ist die Macht dieser Naturgewalten, dass ihre Zwietracht ihre verderblichen Schatten auf die Erde wirft. Überschwemmungen vernichten die Saat, die Rinderpest wüthet, die Wiesen sind mit Kot bedeckt, rheumatische Krankheiten verscheuchen die Munterkeit und Sangeslust, und mit Schauern erkennt der Mensch, dass sich die Jahreszeiten regellos mischen. Titania weiss, dass die elfischen Streitigkeiten diese Verheerungen verschulden, und dennoch ist sie ebensowenig wie Oberon zum Nachgeben geneigt. Die verliebte Laune widersteht dem Mitleid mit der gequälten Menschheit.

Warum aber weist der Dichter so nachdrücklich darauf hin, dass beide der Unordnung stiftenden Sinnenlust ebenso sehr als die schwache Menschheit ausgesetzt sind? Sicher geschah es in der Absicht, die Elfen den Menschen näher zu bringen und mit ihren Mängeln ihre Interessen zu verbinden. Elfen und Menschen leiden an derselben Krankheit: derselbe Arzt bringt mit demselben Mittel die beiderseitige Heilung zustande. Dieser Arzt ist der Elfenkönig selbst. Zwar quält auch ihn die Krankheit der sinnlichen Begierde, allein sie raubt ihm nicht das Heilmittel. In seinem übermenschlichen Wissen kennt er nämlich sowohl das Mittel, welches den Zauber der sinnlichen Leidenschaft hervorruft, als auch dasjenige, welches denselben bannt. Es sind Blumen, deren verborgene Kraft auch die deutschen Elfen kannten. Bezeichnend sind ihre Namen: die Kupidoblume entzündet die sinnliche Liebesglut, die Dianaknospe löscht sie. Zunächst soll die erstere ihre Zauberkraft an der widerspenstigen Gemahlin erproben und dem Fluge ihrer verliebten Phantasie eine andere Richtung geben, damit Oberon in den Besitz des schönen Knaben gelange. Sein hurtiger Liebling Puck erhält in den berühmten, eine feinsinnige Verherrlichung der „jungfräulichen Königin“ enthaltenden Versen

(II, 2) den Befehl, die Blume aus dem fernen Westen zu holen. Bevor er jedoch zurückgekehrt ist, begegnen Demetrius und Helena dem Elfenkönige, der unsichtbar ihr Gespräch belauscht und dadurch zuerst mit den verliebten Sterblichen in Verbindung gebracht wird.

Die Gaukelei der sinnlichen Begierde erscheint in Demetrius und Helena durch die finstere Waldeinsamkeit noch verstärkt. Der flatterhafte Jüngling giesst die Schale schnöder Verachtung über die verlassene Geliebte aus, die sich freilich in gleicher Verblendung nur noch fester an ihn hängt. Ihr Jammer rührt den ordnungsliebenden Elfenkönig; er giebt dem zurückgekehrten Puck den Befehl, den Demetrius mit dem Saft der Kupidoblume zu bezaubern und ihn hierdurch zur alten Liebe zurückzuführen. Da der lustige Kobold aber nicht Zeuge des lebhaften Auftritts zwischen Demetrius und Helena gewesen ist, so begeht er den folgenschweren Irrtum, Lysander und Hermia für das bezeichnete Paar zu halten. Kaum benetzt der Zaubersaft des schlafenden Lysanders Augenlider, als sich seine gefährliche Wirkung offenbart. Es naht sich die verlassene Helena und weckt den Schlummernden, um sich seinem Schutze anzuvertrauen. Dieser, von der Zauberkraft des Blumensaftes überwältigt, schwört ihr ewige Liebe und verlässt Hermia, die bald darauf, aus wirren Träumen erwacht, mit Schrecken die Abwesenheit des Geliebten vernimmt. Auf der Suche nach ihm trifft sie mit Demetrius zusammen, dessen heisses Flehen vergeblich die schöne Spröde zu erweichen strebt. Die Furcht ihres Zornes hält ihn davon ab sie zu begleiten, und bald setzt der gütige Schlaf seinen Liebesqualen ein Ziel. Als unsichtbarer Zuhörer bemerkt Oberon den Irrtum seines Dieners, und während er selbst den Demetrius bezaubert, muss Puck Helena herbeilocken, um mit dem ersten Blick des Erwachenden die sinnliche Liebesglut auf sie zurückzulenken. Dies geschieht; Helena empfängt von beiden Jünglingen begeisterte Huldigungen. Was Wunder, wenn sie sich von beiden verspottet glaubt? Die Ankunft der von Lysander verlassenen Hermia bringt die dramatische Verwicklung auf den Gipfel und giebt dem Dichter Gelegenheit, dem Zuschauer ein neues Bild von den furchtbaren Wirkungen sinnlicher Leidenschaften zu entwerfen. Mit Absicht werden die Farben recht stark aufgetragen. Innige Freundschaft weicht bitterem Hasse; die Grenzen des Anstandes werden überschritten: Drohungen, Flüche, Verwünschungen wechseln ab mit niedrigen Schmeicheleien und leidenschaftlichen Schwüren; kindische Rauflust wendet sich an die Macht der Fäuste, und die menschliche Würde schwindet. Wie soll das tolle Treiben enden? Oberon ist der Retter in der Not. Aber die Zeit drängt: schon verkünden Auroras Vorboten den nahenden Morgen; vor Sonnenaufgang muss der Zauber vernichtet sein. Noch einmal lässt der Elfenkönig den munteren Puck seine Künste entfalten. Indem der gewandte Verwandlungskünstler bald die Stimme Lysanders, bald diejenige des Demetrius annimmt, lockt er die wutschnaubenden Nebenbuhler im finstern Haine so lange hin und her, bis beide erschöpft zu Boden sinken und einschlafen. Nachdem auch Helena und Hermia nach manchen Irrfahrten an demselben Orte Ruhe gefunden, wird Lysander durch den Saft der Dianaknospe entzaubert und zur alten Liebe zurückgeführt, während die Kraft der Liebesblume den Demetrius auf ewig mit seiner Helena verbindet. So wird durch die Ordnungsliebe des Elfenkönigs mit Hülfe seines übernatürlichen Wissens der verwirrende Zauber der sinnlichen Leidenschaft gebrochen und die Eintracht bei den Menschen wiederhergestellt. Nicht minder auch im Elfenreiche! Damit wenden wir uns dem Liebesabenteuer der Elfenkönigin zu.

Auch Titania erfährt die Wirkungen des mächtigen Zaubers, der sie unwiderstehlich zu dem nächsten lebenden Wesen hinzieht, das sie beim Erwachen erblickt. Mit der Frage nach der Beschaffenheit dieses Geschöpfes führt uns der Dichter in einen Kreis, der zu den zierlichen Elfen im stärksten Gegensatze steht, nämlich in den Bereich der niederen Volksklassen, die durch sechs Handwerker vertreten sind. Mit unübertrefflichem Witz zeichnet er dieselben als eine Sippe, die nur für das

Materielle Sinn hat, der Einbildungskraft und Geschmack so vollständig abgeht, dass vor ihrer philiströsen Kritik nur das Handgreifliche, Klotzige Gnade findet. Wie gross ist also der Gegensatz zwischen diesen Handwerkern und den Elfen! Wie gross aber auch der Triumph des Liebesgottes, der durch den berausenden Saft seiner Blume diesen Gegensatz aufhebt! Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Vermählung der Amazonenkönigin mit Theseus den Mittelpunkt des Schauspiels bildet. War sie die äussere Veranlassung für das Auftreten der Elfen, so gründet sich auch auf ihr die Einführung der Handwerker. Die Gewinnsucht verleitet diese harten Köpfe zu dem kühnen Wagnis, am Hochzeitsabend vor dem athenischen Hofe ein „tragi-komisches“ Zwischenspiel aufzuführen. Die Rolle des Pyramus spielt der Weber Bottom, ein unverschämter Schwätzer; ebenso dumm wie aufgeblasen, weiss er sich doch seinen Genossen gegenüber so in die Brust zu werfen, dass sie in seine überlegene Befähigung keinen Zweifel setzen und seine albernen Vorschläge annehmen. Diesem lächerlichen Burschen setzt der mutwillige Puck, welcher einer in der Nähe der schlafenden Titania vor sich gehenden Probe vergnüglich zuschaut, einen Eselskopf auf und treibt die entsetzten Genossen unter Annahme verschiedener Tierstimmen nach Athen zurück, während Bottom die Schrecken der Einsamkeit durch Gesang zu verschrecken sucht. Der hierdurch verursachte Lärm weckt die Elfenkönigin auf, die unter der Gewalt des Zaubers dem groben Gesellen ihre heisse Liebe gesteht. Damit hat der Liebesgott den grössten Sieg erfochten. Titania betet den Esel an! Die Verkörperung des Schönen, Luftigen verehrt den Vertreter des Groben, Plumpen! Die Phantasie fühlt sich hingezogen zu dem Phantasielosen, die Poesie zur Prosa! Eine anmutige Schilderung dieser tollen Schwärmerei erhöht den Gegensatz. Ihrem Wesen getreu kann die verzauberte Elfenkönigin nur äussere Vorzüge an dem Geliebten entdecken, und wenn dieselben auch sehr zweifelhafter Natur sind — Liebe ist blind. Was kümmert sie nun der schöne Wechselknabe? Nachdem Bottom das Ziel ihrer verliebten Laune geworden ist, giebt sie ihn willig hin. Was Bitten, Zorn und Mitleid mit der geplagten Menschheit nicht vermochten, gelingt der Gewalt der sinnlichen Liebeslust, und damit erreicht der lange eheliche Zwist der Elfenbeherrscher sein Ende. Kaum ist Titania eingeschlummert, als Oberon mit der Dianaknospe den beschämenden Zauber vernichtet. Süsse Elfenklänge wecken die Königin, die durch muntere Gesänge und Tänze ihre Versöhnung mit dem Gemahl feiern lässt. Erst die Strahlen der aufgehenden Sonne machen dem lustigen Treiben ein Ende, welches sich in der folgenden Nacht im Palaste des athenischen Herzogs erneuert und dem die den Neuvermählten gespendeten Glück- und Segenswünsche (V, 2) einen schönen Abschluss verleihen.
